

## **Pfarrer Jörg Zimmermann**

### **Predigt zu Lukas 17,11-19**

gehalten am 09.09.2007  
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

**Es begab sich, als Jesus nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samaritanen und Galiläa hin zog. Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer; die standen von ferne und erhoben ihre Stimme und sprachen: „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein.**

**Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter.**

**Jesus aber antwortete und sprach: „Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde?“ Und er sprach zu ihm: „Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“**

Liebe Gemeinde,

„Undank ist der Welt Lohn.“ Dieses Sprichwort kennen wir alle. Und es scheint gewissermaßen auch die Quintessenz dieser Geschichte aus dem Lukasevangelium zu sein. Wobei: wenn wir genauer hingucken, dann sehen wir: etwas anders ist es schon. Liegt beim Sprichwort der Akzent bei dem, was in der Geschichte die neun Geheilten tun, legt Jesus besonderen Wert auf den zehnten – auf den also, der sich nicht gemäß dem Sprichwort verhält.

Das Sprichwort rechnet ja im Grunde überhaupt nicht mit diesem zehnten. Es formuliert als allgemeine Regel, was die neun anderen tun. Und so klingt es immer auch ein bisschen larmoyant, fast beleidigt: die Welt ist schlecht, hat es verlernt, sich zu bedanken, rafft nur an sich, was sie kriegen kann, ohne zu würdigen, woher sie es hat. Dem Geber wird die Genugtuung versagt, die im Dank dessen, der etwas empfangen hat, liegen würde. Vielleicht wird er daraufhin künftig weniger freigebig sein.

Nun möchte ich persönlich weder Larmoyanz noch auch Beleidigtsein ausstrahlen, auch dann nicht, wenn jemand es versäumt hat, sich bei mir für etwas zu bedanken. Und doch kann ich das nachempfinden, dass es den Geber irgendwie kränkt, wenn der Empfänger seiner Gabe mit dieser kommentarlos verschwindet. Außerdem ist es mir auch peinlich, wenn ich mich selbst bisweilen dabei ertappe, mich für ein Geschenk oder einen Gefallen, den mir jemand erwiesen hat, nicht bedankt zu haben. Und dabei geht es nicht nur um Höflichkeitsübungen aus dem Knigge, um artiges Wohlverhalten am Geburtstag oder zu Weihnachten oder ähnlichen Gelegenheiten. Letzten Endes habe ich die Vermutung, es geht um eine Lebenseinstellung. Und mit Hilfe der Geschichte aus dem Lukasevangelium möchte ich gemeinsam mit Ihnen dieser Vermutung weiter nachgehen.

Wobei ich zunächst doch eine Lanze für die neun vom Aussatz Geheilten brechen möchte, die nicht wieder zu Jesus zurückkommen. „Aussatz“, wir würden heute

sagen: Lepra, das ist eine furchtbare Krankheit. Inzwischen bei rechtzeitiger Behandlung heilbar, ist sie zu Zeiten Jesu so ziemlich das Schlimmste, was man sich vorstellen kann. Der Körper beginnt sich zu verändern, zu verformen. Die Gliedmaßen werden unbrauchbar und sterben am Ende regelrecht ab. Weiter: über diesen grausamen langsamen körperlichen Verfall hinaus war Lepra verbunden mit kompletter sozialer Ächtung: aufgrund der Ansteckungsgefahr waren die Kranken gezwungen, sich von den Gesunden fernzuhalten. Ja sie mussten die Gesunden vor sich warnen, falls doch mal einer in ihre Nähe kam: „Unrein, unrein!“ – so mussten sie rufen und auf diese Weise ihre Isolation auch noch selber betreiben. Und um dem Ganzen die „Krone“ aufzusetzen: „Unrein“ – dieses Wort deutet schon darauf hin, dass Lepra nicht nur als eine Krankheit unter anderen verstanden wurde, sondern dass ihr eine geradezu religiöse Dimension zugesprochen wurde. Wer an Lepra erkrankt war, der war nicht nur körperlich geschlagen sowie gesellschaftlich geächtet, nein: zu allem Überfluss war er auch angesehen als einer, den Gott in besonderer Weise verlassen hatte.

Wenn aber nun jemand wie diese zehn aus unserer Geschichte das unglaubliche Glück hat, von dieser Geißel namens Lepra erlöst zu werden, dann kann ich es schon verstehen, dass die Freude darüber dermaßen überschwänglich ist, dass der Betreffende einfach nur noch glücklich ist, seinen neuen Zustand genießt und darüber vielleicht auch die Etikette der Höflichkeit vergisst.

Oder nochmal anders: ich habe sogar großes Verständnis dafür, wenn jemand den Ort seines größten Schreckens, dem er gerade entkommen ist, nicht gleich wieder aufsuchen möchte. Wenn er vielmehr die Distanz zu diesem Ort sucht. „Nichts wie weg hier!“ – das dürfte auch die Parole der neun Geheilten gewesen sein. Der radikalen Veränderung ihrer Befindlichkeit und ihres Gesundheitszustandes entspricht der ebenso radikale Ortswechsel, nach dem es sie verlangt.

Gleichwohl: das ist auch nur die halbe Wahrheit. Jesus zumindest sanktioniert solch ein Verhalten nicht einfach. Er stellt vielmehr den einen als Beispiel heraus, der es gerade anders gemacht hat. Was aber ist an ihm nun so beispielhaft? Sicher nicht nur das Einhalten der Höflichkeitsregeln. Schließlich lässt Jesus den Mann am Ende nicht mit den Worten gehen: „Endlich – wenigstens einer, der weiß, was sich gehört!“ Nein, er sagt zu ihm: „Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen.“

Was für ein Glaube eigentlich? Was unterscheidet den Glauben dieses Mannes von dem der anderen neun? Gemeinsam haben sie um Heilung geschrien, aber nur diesem einen wird das Wort Jesu zuteil. Der Glaube, den Jesus hier lobt, ist also nicht nur ein solcher, der auf Hilfe vertraut, sondern es ist einer, der hinter der Hilfe den Helfer sieht, hinter der Gabe den Geber; oder darf ich es in einem kleinen Wortspiel einmal so sagen: der nicht allein darauf aus ist, etwas von einem anderen zu „beziehen“, sondern vielmehr darauf, mit diesem anderen „in Beziehung“ zu treten.

Also ist der Glaube, so verstanden, geradezu das Gegenteil dessen, wofür wir ihn oft halten: da denken wir: wo das Wissen aufhört, da fängt der Glaube an. Nein, gerade umgekehrt ist es: der Glaube schaut hinter die Kulissen; er gibt sich nicht mit dem zufrieden, was er kriegen kann, sondern sucht die Beziehung zu dem, der es ihm gibt.

Solch ein Glaube ist das glatte Gegenteil der Konsummentalität, die wir häufig so stark verinnerlicht haben. Da heißt es: nimm mit, was du kriegen kannst, egal woher – einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul! – Nun weiß ich sehr wohl, was wiederum an diesem Sprichwort richtig ist, aber zugleich steht es ja für eine gewisse Unsicherheit des Empfängers gegenüber seinem Geschenk: bloß nicht genau hingucken; immerhin war's ja gratis, und dann will ich die Macken, die dieses Geschenk hat, am besten gar nicht sehen und mir damit am Ende noch die Freude verderben!

Das heißt aber doch: ich rechne schon gar nicht mehr damit, dass etwas, das ich geschenkt bekomme, **keine** „Macken“ haben könnte! Lieber nicht genau hingucken und mir damit die Fiktion erhalten, das Geschenk sei in Ordnung – die Fiktion, von der ich im Hinterkopf doch genau weiß: sie entspricht gerade nicht der Wirklichkeit.

So ähnlich stelle ich mir auf einer unbewussten Ebene auch die neun Geheilten vor: nichts wie weg vom Ort des Grauens; den neuen Zustand festhalten und genießen, so gut und so lange es geht; nur nach vorne schauen, bloß nicht zurück – so als lauere im Hintergrund ständig die Gefahr, den neuen Zustand des Geheiltseins im Handumdrehen wieder zu verlieren, sobald du die gesamte Situation, aus der du gerade entkommen bist, noch mal an dich heranlässt. – In alledem, so finde ich, steckt eine gehörige Portion Fluchtverhalten drin – wie gesagt: zunächst einmal verständlich, aber doch hoffentlich nicht das Letzte und Einzige, was uns dazu einfallen sollte!

„Dein Glaube hat dir geholfen!“ – liebe Gemeinde, der zehnte Geheilte macht es anders als die neun. Er ist so souverän, dass er ungeachtet aller überschwänglicher Freude, die sicher auch er über seine Heilung empfindet, den Blick und den Schritt zurück wagt: zurück zum Ort seiner Krankheit, wo er auf den trifft, der ihn geheilt hat. Für ihn, für diesen einen von den zehn, geht von diesem Ort keine Bedrohung mehr aus, und er kann sich dem zuwenden, der sein Schicksal gewendet hat. Welch eine Souveränität, die aus dieser Haltung heraus spricht! Oder so gesagt: hier ist einer von den zehn tatsächlich nicht nur körperlich gesund geworden, nein: bei ihm geht mit der körperlichen auch eine seelische Gesundheit einher, die ihn erst zum insgesamt geheilten Menschen macht. Und das alles ermöglicht aus dem Glauben heraus, der sich nicht mit der Gabe begnügt, sondern den Geber dahinter aufsucht – im wahrsten Sinne des Wortes, auch wenn ihn dieses Aufsuchen erneut mit der furchtbaren Vergangenheit konfrontiert, die er doch gerade erst hinter sich gelassen hat! Aber er hat sie in der Tat **hinter** sich gelassen – das wird paradoxerweise genau dadurch deutlich, dass er sich dieser Vergangenheit nun noch einmal stellen kann, ohne Angst zu haben, sie könnte ihn wieder einholen.

Ich habe in diesem Sommer etwas von ferne Ähnliches erlebt: als mein Sohn Peter und ich vor jetzt 13 Jahren aus dem Völkermord in Rwanda flohen, zusammen mit einer rwandischen Nachbarin, da kamen wir an eine Stelle ganz am Rande der Hauptstadt Kigali, wo sich alles noch einmal enorm zuspitzte: die bisherigen Kontrollen waren auch nicht angenehm gewesen, aber wir hatten sie relativ schnell und gut überstanden. Aber an dieser Stelle, direkt vor einer Brücke, die über einen Fluss führt, da waren die Soldaten sehr aggressiv. Meiner Begleiterin wurde ihr Ausweis weggenommen. Sie wurde übel beschimpft, so dass auch mir schon ganz anders wurde. Eine Zeit lang war die Situation blockiert; die Soldaten hatten ihr angekündigt

sie werde aussteigen und dableiben müssen. Das wäre ihr sicherer Tod gewesen. Nun, sie blieb im Auto; es gelang mir, den Kommandanten dieser Soldaten ausfindig zu machen und in ein Gespräch zu verwickeln. Er war eigentlich ein recht korrekter Mann, und nach einiger Zeit ließ er uns und den ganzen Konvoi ziehen, einschließlich meiner Nachbarin, ja ihr wurde auf seinen Befehl hin sogar ihr Ausweis zurückgegeben. Wir fuhren über die Brücke – eine Brücke, über die ich viele Male bereits gefahren war, aber nun schien sie mir wie der Übergang in eine andere Welt. Ich hatte unter Hochspannung gestanden und über lange Minuten echt nicht gewusst, ob es gelingen würde, insbesondere die Nachbarin über diese Kontrolle hinweg mitnehmen zu können. Was hätte ich ihrem Mann denn erzählen sollen, wenn die Soldaten sie zum Aussteigen gezwungen hätten? Wie hätte ich selber darauf reagieren sollen? Ich möchte das alles gar nicht zuende denken; es ist mir Gott sei Dank erspart geblieben.

Worauf ich aber hinaus will: auf meinen diversen Besuchen nach der Katastrophe in Rwanda bin ich immer wieder an diese Brücke gekommen; immer überkam mich ein Schauer, und ich fuhr schnell über sie hinweg. Erst jetzt, vor wenigen Wochen, hatte ich auf einmal das Bedürfnis, dort anzuhalten, auszusteigen und die Brücke zu fotografieren. 13 Jahre hat das gedauert. Jetzt erst habe ich den Eindruck, ich habe dieses heikle Erlebnis endlich unter den Füßen; vorher war das noch nicht wirklich der Fall.

Und ich erinnere mich im selben Zusammenhang an noch etwas, das für mein Empfinden mit alledem zusammenhängt: wenn irgendwo auf der Welt eine Katastrophe geschieht, dann finden ja immer bald Gottesdienste statt, bei denen die Leidtragenden Gott anbefohlen werden. Bisweilen durchaus auch verbunden mit der Frage: warum lässt Gott so etwas zu? Gerade vor ein paar Tagen habe ich das wieder erlebt, im Zusammenhang mit dem furchtbaren Mord an der 14-jährigen Hannah aus Königswinter, mit dem ich gewissermaßen am Rande durch die Notfallseelsorge befasst wurde. Es ist so: die Katastrophen bringen uns in die Kirchen zurück, auch dann, wenn wir ansonsten kaum einmal dort hingehen. Wo wir Menschen uns selbst und anderen nicht mehr helfen können, da regt sich dann doch eine Art religiöser Instinkt, als letzter Strohalm, der uns in so einer Situation noch bleibt. Und ich will das überhaupt nicht kritisieren; im Gegenteil: ich kann es sehr gut nachvollziehen.

Aber zugleich ist doch auch auffällig: Dankgottesdienste da, wo jemand in großer Gefahr bewahrt geblieben ist, die gibt es kaum einmal. Was wäre wohl in den Kirchen Deutschlands los gewesen, wenn die islamischen Extremisten aus dem Sauerland ihre grauenhaften Pläne tatsächlich realisiert hätten? Es hätte sicher viele Gottesdienste gegeben, gut besucht noch dazu. Und wieder hätte diese Frage im Raum gestanden: Warum lässt Gott das zu? – Wer aber wäre je auf die Idee gekommen, einen Dankgottesdienst dafür anzuberaumen, dass diese Terroristen jetzt zu unser aller großem, vielleicht auch gänzlich unverdientem Glück rechtzeitig gefasst worden sind? Hat irgendjemand unter denen, die angesichts manchen Leides auf der Welt häufig diese Frage zu stellen pflegen: Warum lässt Gott das zu? – hat irgendjemand unter ihnen auch einmal darüber nachgedacht, im Hinblick auf diese gerade nochmal vereitelten Anschläge ein Loblied auf Gott anzustimmen? Und trifft uns, so gesehen, nicht auch die Kritik, die Jesus an die Adresse der neun Geheilten richtet? – Lassen Sie diese Fragen bitte einmal ernsthaft auf sich wirken!

Liebe Gemeinde, es ist schon so: nur da, wo der Geber aller Gaben in den Blick rückt, können die Gaben frei empfangen werden. Nur wo wir mit ihm in Beziehung treten, erweisen wir uns als souveräne Empfänger seiner Gaben. Und nur wo wir uns dem Ort der Krise stellen können, aus der wir vielleicht wider Erwarten doch noch einmal herausgekommen sind, nur da ist dieses Herauskommen vollständig, da hat uns die Angst nicht mehr irgendwo doch noch im Griff.

Wobei ich selber noch etwas einwenden möchte: das kann nicht jeder: sozusagen auf Knopfdruck zurückkehren, so wie der geheilte Samariter es konnte und tat. Es gibt Situationen, die sind so schrecklich, dass der, dem Befreiung aus ihnen widerfahren ist, nur noch in eine andere Richtung blicken kann, wenn er nicht die Befreiung selber gleich wieder aufs Spiel setzen möchte. Und es geht nicht an, solche Menschen nun unter Druck zu setzen: du musst aber dankbar zurückblicken und damit zugleich deiner Qual noch einmal gegenüberreten. Nein, solch ein Druck macht Menschen nicht fähig, etwas zu schaffen, was sie ansonsten nicht vermögen. Druck oder auch gutgemeinte Appelle à la „Nun rei dich zusammen!“ bringen niemanden voran. Diese Feststellung hebt aber die Wahrheit des bisher Gesagten nicht auf! Es zeigt freilich, dass wir in unserem irdischen Leben nicht immer so können, wie wir sollten und vielleicht ja auch selber wollten. Dass da immer einige blinde Flecken bleiben werden. Anders gesagt: dass unsere Erlösung zunächst immer nur Stückwerk ist. Manche Spannungen werden sich erst in der Ewigkeit lösen – dann aber auch definitiv! Noch sind wir nicht so weit.

Trotzdem meine ich: wir sollten eine „Kultur der Achtsamkeit und der Dankbarkeit“ entwickeln, zugleich eine Kultur der Bereitschaft, uns mit unserer Vergangenheit zu befassen und dabei ja vielleicht erstaunt festzustellen: So vieles von dem, was ich immer glaubte, mir selber geschaffen zu haben, ist in Wahrheit eine Gabe, die mir von anderswoher zuteil wurde. Manche kritische Situation, aus der ich dann doch noch einmal herausgekommen bin, habe ich eben doch nicht aus eigenen Kräften bewältigt. Das zu erkennen ist nur auf den ersten Blick ernüchternd oder gar frustrierend. Es kann uns beim zweiten Blick die Sicht öffnen, hin zu dem Gott, der uns vermutlich viel häufiger bewahrt, als wir es uns meist eingestehen.

Und mit dieser „geöffneten Sicht“ bin ich ganz am Ende der Predigt bei der Taufe angekommen, die wir ja heute auch feiern. Da spielt ja auch häufig das Gefühl eine Rolle: solche Taufkinder sind Geschenke; die wir im Grunde auch nur empfangen können und für die wir allen Anlass zur Dankbarkeit haben. Und außerdem ist es gut, unsere Kinder jemandem anzuvertrauen, dessen Arm weiter reicht als unser eigener. Wer das tut und es ernst damit meint, ich denke, auch dem spricht Jesus sein Wort zu: Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und ich ergänze: das ist eine Hilfe, die trägt, die hat Bestand. Amen.